

Der Sprachfeminismus geht in die falsche Richtung **Gerhard Stickel**

Zur Geschichte der feministischen Sprachkritik und zu Sprachlenkungsbemühungen kann ich nur wenig beitragen, da ich mich mit dem geschichtlichen Ablauf nicht im einzelnen befaßt habe. Vielleicht nützt aber ein persönlicher Rückblick. Ich war zunächst ein Sympathisant der sprachkritischen Bewegung, weil mir die praktischen Motive einleuchteten. Das tun sie auch jetzt noch. Ich wurde dann aber zum Kritiker insbesondere eines Teils der Sprachlenkungsbemühungen, und auch das bin ich jetzt noch. Zur heutigen Diskussion bin ich vermutlich nicht als ehemaliger Sympathisant geladen, sondern als Opponent, als Kritiker.

Lassen Sie mich dennoch mit einem kurzen Rückblick auf meine Sympathisantenzeit beginnen. Ich wurde 1980 vom baden-württembergischen Wissenschaftsministerium um ein Gutachten zur sprachlichen Form von Diplomgraden gebeten, die von Fachhochschulen vergeben werden.⁴⁰ In Baden-Württemberg gab es bis dahin nur Gradbezeichnungen wie *Diplom-Sozialarbeiter*, *Diplom-Informatiker*, *Diplom-Bibliothekekar* usw. Unter Bezug auf einschlägige Literatur zur deutschen Wortbildung und auch auf korpusgestützte, auf große Textmengen gestützte Feststellungen zum damaligen Gebrauch von Berufs- und Funktionsbezeichnungen habe ich dem Ministerium im einzelnen dargelegt, daß die offizielle Einführung von Ausdrücken wie *Diplom-Informatikerin*, *Diplom-Bibliothekarin* usw. mit den Regeln der deutschen Wortbildung problemlos vereinbar sei und dem allgemeinen Sprachgebrauch entspreche. Unter anderem bezog ich mich dabei auf einen Auf-

⁴⁰ Gerhard Stickel: „Frau Müller ist Diplom-Bibliothekarin“ – Zur sprachlichen Form von Diplomgraden. In: IDS-Mitteilungen 9/1983, S. 31–41.

satz von Luise F. Pusch⁴¹, der ein Jahr zuvor in der Zeitschrift *Linguistische Berichte* erschienen war.

Mir kamen aber dann schon einige Zeit darauf Bedenken, als die ersten „Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs“⁴² erschienen, in denen unter anderem die konsequente Verwendung von Paarformeln aus femininen und maskulinen Personenbezeichnungen empfohlen wurde wie *Bürgerinnen und Bürger*, und zwar auch in Texten, die nicht auf konkrete Personen referieren. Ich sprach damals mit Kolleginnen aus Schweden und Dänemark, die mir zu meiner Überraschung berichteten, daß skandinavische Frauen sich gegen die Verwendung movierter Funktions- und Berufsbezeichnungen mit Bezug auf Frauen wehrten. Moviert nennt man die Wörter mit einer von der maskulinen Form abgeleiteten *-in*-Endung. So gibt es zum Beispiel im Schwedischen zwar Movierungsmöglichkeiten wie im Deutschen, also analog zu *Lehrer* und *Lehrerin*, die unmovierte Form *lärare* und die movierte Form *lärarinna*. Schwedische Frauen im Lehrberuf verbitten sich aber entschieden, als *lärarinna* angeredet oder bezeichnet zu werden, weil sie nicht wollen, daß auf ihr Geschlecht Bezug genommen wird, wenn sie in ihrem professionellen Status gemeint sind. Soweit ich weiß, werden inzwischen in allen Rechts- und Verwaltungstexten in Dänemark, Schweden und Norwegen, die sich in allgemeiner Form auf Menschen nach ihren Berufen und Funktionen beziehen, konsequent nur unmovierte, also einfache Bezeichnungsformen wie *lärare* verwendet, nicht aber *lärarinna*. Daß die praktische Verwirklichung der Gleichberechtigung in diesen Ländern hinter der in Deutschland zurück sei, läßt sich wohl nicht behaupten.

⁴¹ Luise F. Pusch: „Der Mensch ist ein Gewohnheitstier, doch weiter kommt man ohne ihr“. In: *Linguistische Berichte* 63/1979, S. 84–102.

⁴² Ingrid Guentherodt/Marlis Hellinger/Luise F. Pusch/Senta Trömel-Plötz: Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs. In: *Linguistische Berichte* 69/1980, S. 15–21.

Ich habe damals mit Luise F. Pusch über den linguistischen Aspekt dieser Frage korrespondiert. Das ist alles ausgiebig in ihrem Buch „Das Deutsche als Männersprache“⁴³ dokumentiert. Ihre erste briefliche Antwort hat sie in diesem Buch zu einem umfangreichen Aufsatz ausgebaut, in dem sie sorgfältig die wesentlichen linguistischen und frauenpolitischen Argumente darlegt, die für die feministischen Sprachlenkungsvorschläge bestimmend sind. Das große *I* war damals freilich noch auf dem Weg von Niedersachsen in die Schweiz und von dort noch nicht einmal zur *taž* in Berlin gewandert.

Ich hatte Frau Pusch unter anderem geschrieben:

„Ich bekomme den Verdacht nicht los, daß möglicherweise durch Forcierung des Gebrauchs ‚geschlechtsmarkierter‘ Personenbezeichnungen zwar einerseits dem Wunsch der Frauen nach deutlichem Gemeintsein entsprochen wird, andererseits in all den Fällen Sexusmarkierungen gebraucht werden, in denen es gerade auf das Geschlecht nicht ankommen darf. ... Daß Artikel 3 des Grundgesetzes noch immer nicht hinreichend verwirklicht ist, weiß ich. Aber könnte es nicht sein, daß dem verfaßten Benachteiligungsverbot sprachlich besser entsprochen würde, wenn ‚weiblich‘ markierte Bezeichnungsformen für alle Berufe und Funktionen, die geschlechtsunspezifisch sind – und das sind doch die allermeisten – grundsätzlich vermieden würden? Die Bezeichnungen würden dann – was sie jetzt zweifellos noch nicht sind – nach und nach geschlechtsneutral, weil es dann kein Geschlechtsparadigma mehr gäbe. Es käme auf diese Weise auch nicht zu einer Maskulinisierung von Frauen.“

Luise F. Pusch setzt sich in ihrer Erwiderung gründlich mit der für Frauen eher negativen sprachlichen Geschichte der Wortableitungen mit der Endung *-in* auseinander, macht dann unter anderem den nicht ernst gemeinten Vorschlag der konsequenten

⁴³ Luise F. Pusch: Das Deutsche als Männersprache. Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik. Frankfurt am Main 1984, S. 46 ff.

Nutzung der drei deutschen Genera wie in *das Professor, die Professor, der Professor* und kommt dann zu der Konklusion: „Welche der zur Wahl stehenden Strategien – Abschaffung oder Forcierung des Femininums *-in* – ist dann wohl das kleinere Übel? Ich plädiere in aller Entschiedenheit für die Forcierung, obwohl die femininen Suffixe, wie ich gezeigt habe, hochgradig diskriminierend sind. Aber die Geschichte kennt viele Fälle, in denen Termini, Kennzeichnungen und ähnliche, die ursprünglich diskriminierende Funktion hatten, ‚neutralisiert‘ oder gar zum Gütezeichen wurden. Etwa die Waren-Kennzeichnung *Made in Germany* oder Bezeichnungen wie *Proletarier, Blacks, Lesben, Schwule, Krüppel*. Wenn solche Kennzeichnungen von der sprachlich ausgegrenzten Gruppe stolz übernommen und forciert statt vermieden wurden, füllten sie sich mit neuem ‚Wert‘ und ‚Sinn‘, zunächst für die Gruppe selbst, dann auch für die anderen, die für sich beansprucht hatten, die Norm zu sein.“⁴⁴

Soweit Luise F. Pusch, wobei ich gleich festhalten möchte, daß ich ihrem Befund der Umwertung von Wörtern wie *Proletarier, Lesben, Schwule* durchaus zustimme. Zumindest als Selbstbezeichnungen haben sie zweifellos einen positiven Wert gewonnen. Wichtig ist mir aber, daß es dabei um eine Veränderung der Bedeutung solcher Wörter geht, nicht um die Veränderung ihrer Form. Eine Bedeutungsveränderung von Wörtern wie *Lehrer, Student, Bürger, Arzt, Professor* usw., die zweifellos eine „männliche“ Geschichte haben, wird damit aber nicht ausgeschlossen. Wenn das Suffix *-in* von *Lehrerin, Studentin, Ärztin* usw. trotz seiner diskriminierenden Wirkung positiv genutzt werden kann, warum dann nicht gleich die einfacheren Wörter ohne dieses Suffix?

Einer meiner Kritikpunkte an der feministischen Sprachkritik ist das willkürliche Wechseln zwischen dynamischer und statischer Sprachbetrachtung. Maskuline Substantive wie *Lehrer, Bürger*

⁴⁴ Luise F. Pusch: *Das Deutsche als Männersprache. Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik*. Frankfurt am Main 1984, S. 64.

usw. werden als prinzipiell ungeeignet zur geschlechtsunspezifischen Bezeichnung von Menschen mit bestimmten Berufen und Funktionen angesehen, weil diese Ausdrücke in der Vergangenheit überwiegend oder ausschließlich für Männer verwendet worden sind. Die Annahme ist: Aus Frauen und Männern gemischte Gruppen von Lehrpersonen oder Staatsangehörigen sollen nicht als *Lehrer* beziehungsweise *Bürger* bezeichnet werden, weil diese Wörter grammatisch Maskulina sind und damit auch heute eigentlich nur die Männer gemeint und die Frauen allenfalls mitgemeint werden. Movierte Feminina mit *-in* wie *Lehrerin* und *Bürgerin* werden andererseits für problemlos gehalten, obwohl mit *-in*-Ableitungen früher vor allem die Ehefrauen und Töchter männlicher Funktionsträger bezeichnet wurden. Bis vor wenigen Jahrzehnten war eine *Bürgermeisterin* ja nicht die Chefin der kommunalen Verwaltung, sondern die Frau des Bürgermeisters.

Ich meine, die feministische Sprachkritik hat sich zu rasch und zu ausschließlich für die forcierte Movierung entschieden und damit zur Forderung nach konsequenter Verwendung von Paarformeln wie *Bürgerinnen und Bürger* oder *Lehrerinnen und Lehrer* in Texten, die sich auf Personen beider Geschlechter beziehen oder in denen es auf das Geschlecht der Gemeinten nicht ankommt oder ankommen sollte.

Hierzu nur kurz ein paar linguistische Bemerkungen.

Im Hinblick auf die biologischen Eigenschaften „männlich“ und „weiblich“ ist im Deutschen neben den Wortpaaren *Mann und Frau*, *Mädchen und Junge* oder *Mädchen und Bub* nur das Wortfeld der Familie lexikalisch ausgewogen. *Mutter : Vater*, *Sohn : Tochter*, *Neffe : Nichte* usw. Hinzu kommen geschlechtsübergreifende Bezeichnungen wie *Kind*, *Eltern*, *Geschwister*. Der Ausbau dieses lexikalischen Feldes ist zweifellos dadurch bedingt, daß die Kennzeichnung und Wahrnehmung von Familienangehörigen nach ihrem biologischen Geschlecht schon immer wichtig war. Historisch abwegig wäre es jedoch, aus diesen geschlechtssymmetrischen

sprachlichen Verhältnissen zu schließen, daß in deutschsprachigen Familien stets Gleichberechtigung der Geschlechter geherrscht habe. Das ist ja, wie wir wissen, nicht der Fall gewesen. Auch dies ist ein Argument für die Feststellung: Lexikalische Differenzierung, also Wortformen-Unterscheidung, dient nicht primär der Gerechtigkeit, sondern vor allem der genaueren Unterscheidung. „Genau unterscheiden“ ist die traditionelle Lesart des Verbs *diskriminieren*.

Die feministische Sprachkritik richtet sich bekanntlich nicht auf das Familienwortfeld, sondern gegen die Form und Verwendung von Ausdrücken für gesellschaftliche und berufliche Funktionen, für die das biologische Geschlecht meist gerade nicht wesentlich ist oder nicht wesentlich sein sollte. Dieser Wortschatzbereich ist im Deutschen im Hinblick auf die Eigenschaften „weiblich“ und „männlich“ in der Wortbildung und auch in der Bedeutung asymmetrisch. Zu den wenigen symmetrischen Wortpaaren gehören die Komposita auf *-mann* und *-frau* wie *Kaufmann* : *Kauffrau*. Auch Neubildungen wie *Amtfrau* setzen sich langsam durch.

Der weitaus überwiegende Teil dieses großen Wortfeldes besteht aus maskulinen Substantiven wie *Lehrer*, *Arzt*, *Assistent*, *Bürger*, *Arbeiter* usw. Die sogenannten movierten Feminina *Lehrerin*, *Ärztin* usw. sind von den entsprechenden maskulinen Ausdrücken mit dem Suffix *-in* abgeleitet, mit dem stets die Bedeutungseigenschaft „weiblich“ verbunden ist. Die unmarkierten Maskulina haben bekanntlich zwei Verwendungen: Sie werden je nach Kontext zur Bezeichnung von Männern verwendet, die die betreffenden Berufe oder Funktionen haben, oder – und das ist eben aus sprachfeministischer Sicht die anstößige Verwendung – zur geschlechtsindifferenten Bezeichnung von Eigenschaftsträgern, deren Geschlecht nicht bekannt ist oder unspezifiziert bleiben soll.

Die geschlechtsunspezifische Verwendung von maskulinen Personenbezeichnungen – in der Literatur oft fälschlicherweise

„generisches Maskulinum“ genannt⁴⁵ – gibt es weiterhin. Und es gibt sie nicht nur bei unbelehrbaren Männern, sondern nach meinen Beobachtungen auch bei vielen Frauen, selbst bei Linguistinnen, die auch in neuesten Publikationen vom *Sprecher*, *Hörer*, *Schreiber*, *Leser*, von *Sprachteilhabern*, *Informanten* oder *Kommunikationspartnern* sprechen und schreiben und damit keineswegs nur oder auch nur vorwiegend Männer meinen. Ich erwähne das nicht schadenfroh, sondern als Argument dafür, daß dem Mangel an garantiert geschlechtsindifferenten Personenbezeichnungen im Deutschen nicht umfassend durch forcierte Verwendung von Doppelformen wie *Lehrerinnen und Lehrer*, *Ärztinnen und Ärzte*, *Sprecherinnen und Sprecher* abzuhelfen ist.

Im Unterschied zu dem Familienwortfeld ist die Geschlechterunterscheidung im Wortfeld der Berufs- und Funktionsbezeichnungen nicht primär. Anders als bei Ausdrücken wie *Mutter* und *Vater*, zu deren Bedeutungskern die Eigenschaften „weiblich“ und „männlich“ gehören, geht es bei der konkreten Verwendung von Ausdrücken wie *Lehrer* oder *Arzt* meist nicht um die Kennzeichnung der jeweils Gemeinten nach dem Geschlecht, sondern primär nach den bezeichneten Eigenschaften und Fähigkeiten. Die morphologische Asymmetrie der meisten Personenbezeichnungen im Hinblick auf die beiden Geschlechter hängt damit zusammen, daß die Unterscheidung „männlich“ : „weiblich“ nur eine von vielen lebenspraktisch wichtigen Unterscheidungen ist. Daneben gibt es andere, die sich ebenfalls mit stereotypen Doppelformen kennzeichnen lassen wie:

Arme und Reiche
Arbeitgeber und Arbeitnehmer

⁴⁵ Zuletzt Susanne Oelkers: Der Sprintstar und ihre Freundinnen. Ein empirischer Beitrag zur Diskussion um das generische Maskulinum. In: *Muttersprache* 106 (1996), S. 1–15. Als generisch bezeichnet man in der Linguistik Nominalphrasen, die nicht auf Individuen, sondern auf Gattungen referieren; z. B. *Der Mensch (= Menschen im allgemeinen) ist ein Gewohnheitstier*.

Kinder und Erwachsene
Arbeiter und Angestellte
Sieger und Verlierer
Lehrer und Schüler
Freunde und Feinde

Soweit die feministische Sprachkritik die Strategie der forcierten Movierung und der obligatorischen Paarformeln verfolgt, bleibt mein Hauptbedenken, daß damit die Unterscheidung „weiblich“ : „männlich“, soweit sie sich sprachlich vermitteln läßt, zur dominanten sozialen Wahrnehmungsdimension gemacht wird. Wenn über Menschen nach ihren beruflichen und sozialen Funktionen und Eigenschaften gesprochen und geschrieben wird, soll offensichtlich die Unterscheidung von Männern und Frauen das Allerwichtigste sein. Dabei soll durch den sprachlichen Unterschied kurioserweise Gleichheit bewirkt werden. Den Widerspruch zwischen der zu Recht geforderten rechtlichen und beruflichen Gleichheit von Frauen und Männern einerseits und sprachlich betonter Unterscheidung andererseits haben mir die frauenpolitisch engagierten Sprachwissenschaftlerinnen bisher nicht auflösen können. Soweit es nur darum ging und geht, die politische Öffentlichkeit durch sprachliche Provokationen auf die Benachteiligung von Frauen in vielen Lebensbereichen aufmerksam zu machen, habe ich keine Einwände, auch nicht gegen Kuriositäten wie das große Binnen-*I*. Man sollte nur achtgeben, wann diese orthographische Besonderheit ihre Signalwirkung verliert, damit es dem *I* nicht ähnlich geht wie den drei Punkten der F.D.P. Für einen falschen Weg halte ich das Bemühen um eine Sprachlenkung, bei der die Unterscheidung zwischen Männern und Frauen im Beruf und in der Gesellschaft auf Dauer sprachlich besonders hervorgehoben werden soll, statt daß diese sprachliche Unterscheidung (Diskriminierung) der Geschlechter im Interesse einer auch sprachlich gemeinsamen Zukunft mehr und mehr zurückgenommen wird.